

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 7. August 1821.

94

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen in viertelj. um 15 fl., halb- um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halb- um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die l. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Über Wetterpropheten.

Von J. J. Littrow.

Unter den Merkwürdigkeiten des Mondes, mit welchen ich mich in den beyden vorhergehenden Aufsätzen beschäftigt habe, darf diejenige nicht übergangen werden, welche ihn zu dem Hauptregenten, zu dem eigentlichen Regulator unserer Witterung machen soll. Der Leute, die das nicht bloß bona fide glauben, sondern noch in dicken Bänden demonstrieren wollen, gab es in allen Zeiten und an allen Orten so viele, und ihre Nachfolger sind auch unter uns noch nicht ausgestorben, daß ich in der That nicht ohne einige Besorgniß mich anschicke, diesen beliebten Gemeinplatz etwas näher zu untersuchen, um so mehr, da sich in Dingen dieser Art nicht so leicht etwas, weder für, noch gegen, mit mathematischer, unwidersprechlicher Evidenz ausmachen läßt, und da man gewöhnlich desto hartnäckiger auf seine einmahl als wahr aufgestellten Sätze hält, je weniger man die Wahrheit derselben beweisen kann. Es gibt unter diesen Leuten manche, die sonst mit Recht zu den Gutmüthigen gezählt werden können, die ohne viele Selbstüberwindung ihre eigenen Meinungen verläugnen, um sich denen der andern wenigstens scheinbar zu fügen, die aber, sobald von jenen Dingen die Rede ist, durchaus kein Haar breit von ihren, einmahl als untrügliche Wahrheit aufgestellten Theorien weichen, jeden noch so leisen Widerspruch sogleich mit Leidenschaft zurückstoßen, und aus den verträglichsten Menschen oft so unverträgliche Gesellen werden, daß es am besten ist, sich gar nicht über diese Dinge mit ihnen einzulassen. Diese Leute, die sonst nicht im Geringsten auf den Namen eines Astronomen Anspruch machen dürfen, und ihn, so lange man sie aus ihrer Bescheidenheit nicht herantreibt, auch nicht machen wollen, haben doch eine Art von Krankheit, oder vielmehr eine Art von Wuth, alle großen physischen Revolutionen auf der Erde durch die Astronomie zu erklären. Dadurch verrücken sie die wahre Ursache der Erscheinungen, die uns vielleicht oft ganz nahe liegt, weit

aus unserm Gesichtskreise, und verschaffen dem leichten, bodenlosen, hyperphysischen Geschwäze freyen Spielraum. Ich spreche aber hier nicht von den besonderen Witterungsregeln, die nur für einen oft sehr kleinen Platz der Erde gelten, die vorzüglich im Gebirge Statt haben, auf Erfahrungen von Jahrhunderten gegründet, und unter dem Nahmen der Bauernregeln bekannt sind. Diese, besonders dem Landmann, unschätzbaren Regeln verdienen unsere Achtung in einem nicht minderen Grade, als die Männer, welche jene Erfahrungen durch ihre fleißigen und vorurtheilsfreyen Beobachtungen der Natur immer mehr und mehr zu begründen suchen, was allerdings möglich ist, weil sich jene Regeln nur auf einzelne Orte und bloß auf einen oder zwey Tage beschränken, in welchen Grenzen sich der Erfahrung gemäß, besonders in gebirgigen Gegenden, sichere Vorschriften aufstellen lassen. Allein ich meine hier die leidigen Systemmacher, die weit entfernt, die Natur zu kennen, oder ihren Wirkungen durch aufmerksame Beobachtungen nachzuspüren, es bequemer finden, ihr auf Gerathewohl Gesetze vorzuschreiben, von denen sie nichts weiß; die in Verlegenheit kommen würden, wenn sie auch nur die Witterung der nächstfolgenden Stunden um ihre sogenannte Studierstube mit Gewisheit ansagen sollten, aber keinesweges verlegen sind, in ihren dicken Bänden, mit welchen sie die Leute um ihr kostbares Geld und um ihre noch kostbarere Zeit bringen, die Witterung ganzer Jahre für ganze Länder mit prahlender Sicherheit voraus zu verkündigen, und oft bey der krassesten Ignoranz der ersten Elemente der Astronomie mit einem Wust von sogenannter astronomischer Gelehrsamkeit um sich werfen, daß einem ehrlichen Manne angst und wehe dabey wird.

Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Astronomen ist es, die Veränderungen und Perioden unserer Witterung besonders in der Wirkung des Mondes und der übrigen Planeten auf unsere Erde zu suchen, und wenn man ihnen zuhört, so haben sie nicht nur die Auflösung dieses Räthsels, sondern noch viel andere größere und wunderbarere Dinge, ja beynah alles, was uns armen Idioten bisher verborgen war, im Monde glücklich aufgefunden, bis etwa auf das Fläschchen, in welchem ihr gesunder Menschenverstand aufbewahrt wird, und das, der Himmel weiß, wie viele Jahrhunderte schon hart an dem andern Fläschchen steht, in welchem, nach Ariosto's lieblicher Dichtung, der Ritter Astolf bey seiner Reise in den Mond den verlornen Verstand seines Freundes Roland wieder gefunden hat. So entdeckte, um nur einige dieser mond- und witterungsfüchtigen Herren anzuführen, vor einigen Jahren einer, der in Altona sein ganzes Leben vor dem Wetterglase zugebracht hatte, auf meteorologische Wege einen neuen, unbekanntem und ungeahneten, ungeheuren Planeten, den er, seiner kolossalischen Größe wegen, *Herkules* zuanannte, und dessen Bahn und Bewegung, obschon er ihn selbst nie, mit keinem Auge gesehen hatte, er auf das genaueste bestimmte, und die Resultate seiner langjährigen und tiefsinnigen Untersuchungen in den öffentlichen Blättern auf eine eben so imposante als lächerliche Weise verkündigte. Ein anderer fand auf demselben nasen oder vielmehr schlüpfrigen Wege sogar vier neue Planeten auf einmahl, so wie er die letzten vier in der That von anderen entdeckten Planeten, seiner Versicherung nach, lange vor *Piazzi* und *Olbers* gekannt hat. Zwar hat auch er, wie er gesteht, diese vier neuen Planeten selbst noch nicht

gesehen, aber er ist darum von ihrer Gegenwart nicht minder überzeugt, weil, wie er sehr naiv bemerkt, nicht alles gesehen werden muß, um doch da zu seyn, indem unter den Planeten unsers Sonnensystems es ja auch wohl einige geben könne, die das Licht der Sonne nicht zurückwerfen, also für uns dunkel und unsichtbar sind. Solchen Entdeckern wird man vergebens zurufen, ihre Entdeckung herzuzeigen, damit auch andere sie sehen, weil sie jede Aufforderung dieser Art mit der Antwort zurückweisen: So was läßt sich nicht zeigen. Ein dritter, D. Sander, beschäftigte sich sein ganzes Leben durch mit der Beobachtung der Magnetnadel, und nachdem er über ein halbes Jahrhundert damit rein verloren hatte, ohne die Ursache der Veränderungen der Magnetnadel aufzufinden, gelang es ihm endlich, alle bemerkten Abweichungen derselben aus der Existenz eines bisher unbekanntem Planeten auf das glücklichste abzuleiten, dessen Umlaufszeit um die Sonne 1910 Jahre betragen soll, und dem er den Namen *Melpomene* gab. Und solcher Abenteuer und Mißgriffe ließen sich noch sehr viele anziehen, besonders aus den drey letzten an verunglückten Spekulationen und gehaltenen Hypothesen so reichen Decennien, wenn es der Mühe werth wäre, sich länger bey solchen Dingen aufzuhalten.

Um aber auch hier gerecht zu seyn, so muß man gestehen, daß der Gedanke, daß besonders der Mond auf unsere Witterung einen großen Einfluß äußere, auf den ersten Blick so natürlich ist, daß man, wenn man bey diesem ersten Blicke stehen bleibt, sich ihm nicht leicht entziehen wird.

In der That, die Astronomen selbst sagen es, und niemand zweifelt daran, daß die Ebbe und Fluth des Meeres eine Wirkung des Mondes und der Sonne, besonders des ersten dieser beyden Weltkörper, ist. Wenn aber der Mond die ganze ungeheure Masse des Weltmeeres um mehrere Fuß erhöhen kann, wie viel stärker wird er auf das feine Luftmeer wirken, welches unsere Erde umgibt, und welches die Kraft des Mondes schon völlig durchdrungen haben muß, um an dem Grunde desselben erst die Oberfläche des Oceans zu erreichen. Die im Laufe eines Monats, ja oft schon binnen wenigen Stunden, auf jede andere Art beynahe unerklärbaren Veränderungen der Witterung, scheinen daher, auf den ersten Blick wenigstens, nichts anders, als eine von dem Monde herrührende Ebbe und Fluth der Atmosphäre zu seyn, eben so, wie die zwischen den Wendekreisen herrschenden Ostwinde, die unter dem Nahmen der Passatwinde, *Vents alisés*, bekannt sind, eine ganz natürliche Bewegung jenes Luftmeeres zu seyn scheinen, die der Mond bey seiner täglichen Bewegung von Ost nach West verursacht.

Allein bey einer nähern Ansicht dieser Erklärung wird sich sehr bald ein großer Theil ihrer früheren Wahrscheinlichkeit in den Hintergrund zurückziehen, und am Ende der Untersuchung vielleicht nichts, als eine unbewiesene Meinung und eine unbeweisbare Hypothese zurückbleiben.

Es ist nämlich gar kein Zweifel, daß der Mond in unserm Luftmeere nicht ähnliche, ja selbst viel größere Veränderungen hervorbringe, als er in unserm Ocean durch die Ebbe und Fluth täglich hervorbringt. Aber — diese Ebbe und Fluth des Weltmeeres hat, wie wir alle wissen, nur auf der Oberfläche Statt, keinesweges aber an dem Boden desselben. Denn niemand wird sich hoffentlich einbilden, daß zur Zeit der Fluth, wo die Oberfläche des Meeres

res sich erhebt, in der Tiefe desselben wasserleere Räume und Höhlungen entstehen sollten. Wir, die wir nichts als die Oberfläche des Meeres sehen, bemerken also jene Veränderungen, die nur an der Oberfläche vor sich gehen, sehr wohl, aber wir würden sie, wenn wir uns an dem Grunde des Meeres aufhalten könnten, wahrscheinlich eben so wenig bemerken, als die Fische und die übrigen Seethiere, welche an dem Boden des Oceans wohnen, so wenig, als wir die ganz ähnliche Ebbe und Fluth unseres Luftmeeres bemerken können, weil wir nicht an der Oberfläche, wo sie allein vorgeht, sondern an dem Boden desselben wohnen, wo sie nicht mehr Statt hat. Mit dieser anfangs so wahrscheinlichen Erklärung ist es also, so viele Stimmen sie auch für sich haben, und so viele Folianten auch zu ihrer Unterstützung geschrieben seyn mögen, wie mit jener bekannten Behauptung des Attikus, auf welche Cicero in seinen *epistolis familiaribus* ganz einfach und lakonisch antwortet: *De eo, quod scribis, nihil est.*

Und welchen Einfluß sollte denn auch das Steigen und Fallen der obersten Luftschichten auf die eine oder einige Meilen tiefer liegenden äußern. Es wird sehr schwer, ja unmöglich seyn, aus jener Ebbe und Fluth, die in einer so beträchtlichen Höhe über uns vorgeht, hier unten unsere Abwechslungen der Witterung abzuleiten, da beyde in keinem eigentlichen Zusammenhange mit einander stehen. Die Ebbe und Fluth des Meeres ist bekanntlich sehr regelmäßig, sie läßt sich Monathe, ja Jahre voraus sehr genau berechnen, sie kömmt alle Tage zweymahl zu fest bestimmten Zeiten wieder u. f. Dieselbe Regelmäßigkeit muß offenbar auch in der Ebbe und Fluth unseres Luftmeeres, also auch in der Wirkung derselben, in den Veränderungen unserer Witterung seyn. Allein die Veränderungen unserer Witterung sind so wenig regelmäßig, binden sich so wenig an bestimmte Stunden des Tages, können so wenig voraus berechnet, oder auch nur beyläufig voraus angesagt werden, hängen endlich scheinbar so sehr vom Zufalle und von der Laune ab, daß sie schon längst in allen Sprachen zum Sprichworte, zum Sinnbilde der Unbeständigkeit und Unregelmäßigkeit geworden sind, und daß sie daher nimmermehr die Folgen einer so regelmäßig wirkenden Ursache seyn können, wie das zweymahl jeden Tag zu bestimmten Stunden unabänderlich Statt habende Steigen und Fallen der obersten Atmosphäre ist.

Aber selbst, wenn sie es wäre, wie würde man es wohl anfangen, aus jenem Steigen und Fallen von Luftschichten, die Meilen weit von uns und so dünne sind, daß wir auch nicht einen Augenblick in ihnen leben könnten, unsere Wärme, unsere Kälte, unsern Regen und Schnee, unsere Gewitter und Stürme abzuleiten? Ich sehe keinen Weg, diese beyden Erscheinungen mit einander zu verknüpfen, obschon ich nicht zweifle, daß es unseren allzeitfertigen Meteorologen nicht schwer seyn wird, eine Erklärung zu geben, die, wie die meisten ihrer Erklärungen, nichts erklärt. Bis uns also diese tiefsinnigen Mittheilungen gemacht seyn werden, wollen wir einstweilen gestehen, daß, nach unserer Überzeugung, jene Veränderungen der obersten Atmosphäre weder bedeutend auf unsere Thermometer wirken können, noch auf unsere Hygrometer oder Elektrometer, Anenometer, Eudiometer, Hyetometer, Manometer, Rotiometer, Dasyrometer, Magnetometer, und wie alle die Meter nach der Reihe heißen mögen, bis auf das Pantometer, mit welchem man

nach Lichtenberg alles, also vermuthlich auch nichts messen kann. Und gerade das ist es doch, was wir suchen, was wir durch den Mond erklären wollen, nämlich die Abwechslungen der Wärme und Kälte, Regen, Schnee, Hagel, Winde u. dgl. die uns durch jene Meter angezeigt werden sollen. Wenn es ja unter allen diesen Metern einen geben soll, auf welchen jene regelmäßige Ebbe und Fluth der obersten Atmosphäre deutlich einwirken soll, so muß dieses das Barometer seyn, welches bekanntlich, wie auch schon sein Name sagt, den Druck der Luft anzeigt. Allein gerade dieses Barometer thut ganz und gar nichts von dem, was wir jener Erklärung gemäß erwarten sollten, und es ist so weit entfernt, daß es täglich zweymahl so regelmäßig steige und falle, wie wir dieß bey den Fluthen des Meeres bemerken, daß es vielmehr täglich, ja stündlich so unregelmäßig steigt und fällt, als ob es von jenen obern Veränderungen gar nichts wüßte, und daß ein unbefangener Beobachter daraus auf irgend einen reellen Zusammenhang mit dem Monde nicht einmahl denken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Des Armen Leichenzug und Grab.

Nach zwey französischen Kupferstichen:  
„Le convoi” und „la tombe du pauvre.”

Wer hat den Armen zugedeckt,  
Der dort im Sarge hingestreckt?  
Wer drückte ihm die Augen zu?  
Wer fördert ihn zur letzten Ruh?

Es war der arme Bettler blind,  
Er hatt' nicht Weib, noch Freund und Kind,  
Ihn fand am jüngsten Morgenroth  
Man in entleg'ner Straße todt.

Ein kalter Ämtling sargt ihn ein,  
Schiebt auf den Karren trüg den Schrein,  
Und kehrt sich murrend ab und großt,  
Indeß der Wagen weiter rollt.

Der Wagen rollt so einsam hin,  
Will Niemand mit der Leiche zieh'n,  
Ein Hund nur läßt von ihm nicht ab,  
Er folgt ihm treu bis an das Grab.

Den Blinden führt' er viele Jahr,  
Desß Leben, Liebe, Glück er war,  
Und als der Mann zum Sterben kam,  
Den Hund er sich zum Kissen nahm.

Er folgt dem Wagen tief betrübt,  
Der alles führt, was er geliebt,  
Die Ohren schlaff, das Auge roth,  
Das Haupt gesenkt, in Weh und Noth.

Stellt sich als Wächter an das Grab,  
 Verschmäht, was man ihm schmeichelnd gab,  
 Wie man ihn lockt, wie man ihn ruft,  
 Nicht weicht er von des Freundes Gruf.

Der ungeheure Liebeschmerz  
 Bricht endlich das getreue Herz.  
 Wie schirmend auf das Grab streckt er  
 Sich hin, und regt sich nimmermehr.

Johann Geaf Maitach.

## Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

Die Anzahl der berüchtigten Druckfehler, welche die Geschichte der Typographie aufzuweisen hat, ist in diesen Tagen um einen vermehrt worden. Das Journal des Débats zeigte an, irgend ein Individuum habe, wegen seiner Anhänglichkeit an die Sache des Königs, das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Der Seher hatte à la caisse (an die Schatulle) statt à la cause du Roi, gesetzt. Da ich einmahl von Druckfehlern spreche, so möge hier noch eines andern ältern erwähnt werden, der nicht allgemein bekannt zu seyn scheint. Der berühmte Buchdrucker Henri Etienne, der Sohn des Robert Etienne (beyde in der gelehrten Welt Stephanus genannt), war mit der Herausgabe des bekannten, prächtigen Missel in Quart beschäftigt. Die große Anzahl Subscribenten schien ihm den beträchtlichen Kostenaufwand, den die Unternehmung erforderte, reichlich ersetzen zu wollen. Nachdem man die Korrekturen mit der ersinnlichsten Aufmerksamkeit besorgt hatte, ward das Werk abgezogen, kostbar gebunden und den Abnehmern zugesandt. Wer schildert das Erstaunen des gelehrten Buchdruckers, als ihm nach und nach sämtliche Exemplare zurückgesandt werden! Er forschet nach dem Grunde dieses sonderbaren Ereignisses; der Seher hatte gesetzt: Ici le prêtre ôtera sa culotte (statt calotte) und der Fehler war von keinem der Korrektoren bemerkt worden. Vergebens erboth sich der verzweiflungsvolle Mann, einen Carton einzulegen; die Subscribenten, welche fast sämtlich Priester und Klostergeistliche waren, verweigerten hartnäckig die Annahme des Werks. Dieser Umstand soll die erste und vorzüglichste Veranlassung zu der zerrütteten Lage gegeben haben, in welcher Henri Etienne späterhin sogar wahnsinnig im Hospitale zu Lyon im Jahre 1598 sein Leben beschloffen hat. Ein Exemplar des Missel mit dem berüchtigten Druckfehler befindet sich, wie man sagt, auf der hiesigen königlichen Bibliothek. Ich habe es nicht gesehen.

— Die Umkehr aller Dinge scheint sich nun sogar auf die musikalischen Instrumente auszudehnen. Doch richten diese bey weitem weniger Unheil an, als die lebendigen Instrumente, deren sich der böse Dämon zur Erreichung seines Endzwecks zu bedienen pflegt. Was man in Deutschland ehemahls von der Leyermusik für einen Begriff gehabt hat, oder vielleicht auch noch hat, davon geben die Wörter Leyerer, Leyerer u. s. w. einen Beweis. In diesem Augenblicke gibt es hier in Paris drey Leyerer, deren Vortrag nicht minder Vergnügen erregt, als ihre vortrefflichen Instrumente. Letztere sind hier in Paris, wie es heißt, von einem Instrumentenmacher Francis verfertigt und kosten gewöhnlich hundert Franken. Ihr Ton kann, an weit auswerfender, klarer Lieblichkeit, besonders in der Höhe, mit der besten Chanot'schen Violine einen Vergleich aushalten, so wie überhaupt ihr materieller Klang eine ungemeine Ähnlichkeit mit den Geigeninstrumenten hat. Der Umfang dieser Leyerer besteht aus zwey Oktaven, hat aber jenen anhaltenden Schnurras in der untern Oktave nicht, welcher dieses Instrument zur Begleitung des Barentanzes geschickt macht. Unter den genannten drey Virtuosen zeichnet sich besonders der eine durch einen besonders schönen Ton

und durch einen ausnehmend geschmackvollen und delikaten Vortrag aus; man glaubt die reizendsten Geigenpassagen zu hören. Die Geschicklichkeit dieses Leyerers erregt um so mehr Bewunderung, da er, an beyden Händen, statt der fünf Finger, nur ganz kurze, kaum sichtbare Stummel besitzt. Er ist aus Lüttich gebürtig und versichert, das Instrument schon vierzehn Jahre geübt zu haben. Mir scheint er aber kein wirklich gelernter Künstler, sondern nur ein musikalischer Naturalist zu seyn. Der zweyte dieser Virtuosen ist aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, und zeichnet sich weniger durch die Lieblichkeit seines Vortrags, als vielmehr durch eine ungeweine, wirklich geniale Fertigkeit aus; er phantasirt in einer erstaunungswürdigen Vollendung. Der dritte ist sein Schüler, ein Knabe von etwa zehn Jahren. Die Duette, welche beyde vortragen, haben ungemein viel Anziehendes.

— Es ist in diesen Blättern auf keine Weise der Ort, mich über die hiesigen politischen Partheyen auszulassen. Aber so viel wird mir hoffentlich erlaubt seyn, zu bemerken, daß, zu welcher derselben man auch gehört, es auch hier einen gewissen modum in rebus gibt, über welchen hinaus alles übel ist. Man kann irren, nur muß es mit Redlichkeit geschehen, und dann verdient der Irrthum Nachsicht, denn welcher Mensch und welche Zeitepoche haben sich nicht geirrt? Die hiesige liberale Parthey lehnt sich gegen jede Auktorität auf, nicht, weil sie glaubt, daß eine Auktorität, wenn man ihr eine zu uneingeschränkte Gewalt gestattet, schädlich werden könne, sondern weil sie selbst keine Auktorität mehr hat. Hinc illae lacrimae. In diesem Kampfe um das verlorenne Gut hat sich die besagte Parthey dergestalt verbissen, daß sie, wie ein wüthendes Thier, sich über Freund und Feind, über Schuldige und Unschuldige hermacht und alles angreift, was über ihr steht. Seit ein Paar Monathen tummeln sich die Stimmsführer derselben auf einem neuen Kampfplatz um so unverschämter herum, als sie sich hier hinter einem Bollwerke verschanzt wähnen, wo man sie, wie sie sich schmeicheln, nicht angreifen kann. Ein neues, täglich erscheinendes Journal: *Le Miroir*, welches die Herausgeber, unter dem Vorwande, es handle nur vom gesellschaftlichen Leben, vom Theater u. s. w. der Censur zu entziehen gewußt haben, gibt der besagten Parthey Mittel und Wege an die Hand, bey Gelegenheit des ersten besten aufgefaßten Gegenstandes (wie z. B. der Perrücken, der Schminke) ihre Galle über alles, was Auktorität heißt, auszuspeyen. Gegen einige dergleichen Auktoritäten, wie z. B. gegen die Beresina, gegen Leipzig und Waterloo, kämpfen die Spiegelfabrikanten mit besonderer Wuth an. Da der Spiegel aber nicht immer, wenn gleich in allegorischer Einleidung, von Politik sprechen darf, weil er kein politisches Journal seyn will; so werfen sich die Verfasser nebenbey auch auf dramatische und musikalische Dinge. Ihrem alten Grundsatz getreu, keine Auktorität zu gestatten, weder in ihrem eignen Lande noch in der Fremde, weder in der Politik, noch in den Künsten, suchen sie besonders die deutsche schöne Literatur, und mit ihr Schiller, mit ihrem Spotte zu verfolgen. Seit einiger Zeit ist auch die deutsche Musik an die Reihe gekommen; Mozart, für welchen bisher alle jezigen französischen Kritiker ohne Ausnahme die tiefste Verehrung zu erkennen gegeben haben, wird von den Herausgebern des Spiegels auf folgende geistreiche Weise mit Rossini zusammengestellt: *Le Mariage de Figaro est un chef-d'oeuvre, ce chef-d'oeuvre est vivement apprécié par le public; mais oserois-je le dire, il me semble que le Barbier de Seville est accueilli encore avec plus de faveur. Les graves et majestueuses partitions de Mozart retentissent moins agréablement aux oreilles françoises que l'élégante et spirituelle musique de Rossini. Le compositeur allemand a plus de science et plus de profondeur, mais l'auteur italien a plus d'esprit et de grâce; les créations du premier sont plus énergiques, mais le second traduit mieux. Beaumarchais auroit admiré Mozart et remercié Rossini*). Es ist merkwürdig, daß in diesem Urtheile an mehr als einer Stelle und

\*) Die Hochzeit des Figaro ist ein Meisterwerk, welches vom Publikum lebhaft gewürdigt wurde; aber, darf ich es sagen, es scheint mir, daß der Barbier von

ohne daß der Schreiber ein Vergeß daraus zu haben scheint, die Ohren hervorzucken; glücklicher Weise geschieht das jedes Mal, wo sich dieser Theil zu breit oder vielmehr zu lang macht. Was soll man aber von der wahrhaft kindlichen (oder vielmehr kindischen) Naivität des Kritikers sagen, wenn er Rossini einen bessern Übersetzer, Mozart hingegen einen energischen Schöpfer nennt? Wie wahr sagt das französische Sprichwort: *On n'est trahi que par les siens?* Oder das andere: *Il n'est pas de pire ennemi qu'un sot ami?*

— Seit einigen Tagen sind alle Pferdeliebhaber auf den Weinen, um einen in der Normandie gebornen und gezogenen Hengst zu bewundern. Will man dem Gerüchte glauben, so hat der Besitzer sechzigtausend Franken ausgeschlagen, welche ein Engländer für denselben geboten hat. Wer dem Ausgleichungssysteme des Hrn. Agais \*) Geschmack abgewonnen hat, wird über diesen Preis eines Thieres in Entzücken gerathen, weil sich von demselben rückwärts auf den Werth des Menschen schließen läßt.

— Der Einsame (*le Solitaire*) des Hrn. v. Arlincourt erhält fortwährend großen Beyfall in der Lesewelt; auch die vierte Auflage ist, wie man sagt, bereits vergriffen. Die Damen tragen seit einigen Wochen Hüte und Gürtel à l'Élodie (die Heldinn des Romans). Von den vielen Bearbeitungen dieses Romans für die hiesigen Bühnen, welche vor einiger Zeit angekündigt wurden, erwähnt man jetzt nur noch der einzigen, welche nächstens unter demselben Titel auf dem Theater de la Porte St. Martin aufgeführt werden wird.

— Das uralte Sprichwort: *Cantores amant humores*, mag wohl in Frankreich sowohl, wie überall, noch immer ein wahres Wort seyn; nur daß sich hier die Dichter und Musiker nicht mehr, wie ehemals, in unterirdischen Kellern und Weinhäusern die Kehlen anfeuchten. Ein Boyeldieu, ein Etienne u. s. w. haben, statt der *caveaux*, Landhäuser, oder miethen bey einem der ersten Restaurateurs einen *salon de sociétés*, wenn sie sich den Freuden des Bacchus und seiner Halbschwester hingeben wollen. Ehemals war es, wie gesagt, anders; Piron, Philidor und Andere gingen mir nichts dir nichts zum Weinschenken. Auch Vogel, der deutsche Komponist, der Verfasser des bewunderten *Demophoon*, dieser einzige aller neueren Tonsetzer, welcher, wäre er am Leben geblieben, vielleicht Mozarten ersetzt haben würde, brachte, wie man sagt, einen großen Theil seiner Tage und Nächte in einer Weinschenke zu; ja, er soll hier nicht allein seinen *Demophoon*, sondern auch die meisten seiner übrigen Kompositionen verfertigt haben. Man erzählt, er habe eines Tages die Partitur der besagten Oper für einige Bouteillen Wein, welche er zu bezahlen sich außer Stande befunden, bey dem Weinschenken versehen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sevilla mit noch größerem Beyfall aufgenommen wurde. Der ernste, majestätische Tonsetzer Mozart's wiederhallt minder angenehm in französischen Ohren, als die elegante und geistige Musik Rossini's. Der deutsche Tonsetzer besitzt mehr Wissenschaft und Tiefe, aber der Italiener hat mehr Geist und Anmuth; die Schöpfungen des erstern sind energischer, aber der andere übersetzt besser. Beaumarchais würde Mozart bewundern, dem Rossini aber gedankt haben.

\*) S. das Märzstück dieser Zeitschrift S. 302 u. s. f.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Bedruckt bey Anton Strauß.